

berger“ greift Widmaier das politische Leben der ersten Jahre der Republik auf und gruppiert Bilder, die er davon aufgenommen oder innerlich erschaut, um die Gestalt des Mannes, dessen „Charakterbild von der Parteien Haß und Günst verwirrt“, in der noch jungen Geschichte des neuen Reiches viel heftiger schwankte als heute. Es war ein Wagnis, dessen Kühnheit damals verblüffte und noch heute verblüfft.

Was bei allen Vorbehalten der künstlerischen Beurteilung bei diesen Jugendwerken auffällt, ist die klare Einzelschau der Wirklichkeit, die künstlerische Zusammenschau und die dichterische Verbindung und Formung. Die Spannung ist geladen. Man spürt den Pulsschlag der inneren Anteilnahme des Dichters, der aber hinter sein Werk zurücktritt. Die innere Spannung der Erzählung verrät den geborenen Dramatiker. Auch politisch Andersgesinnte, selbst widerstrebende, werden gefaßt und wider Willen mitgerissen, die Dinge einmal so zu sehen, wie Widmaier sie sah. Damit erfüllte er schon in diesen Erstlingswerken eine Forderung Ibsens, der von sich schreibt: „Spät bin ich dahinter gekommen, daß Dichten im wesentlichen Sehen ist, doch wohl gemerkt ein Sehen solcher Art, daß der Empfangende das Gesehene sich so aneignet, wie der Dichter es sah.“

Widmaiers Vorstellungskraft war klar und scharf; klar und scharfumrissen setzt er das Gesehene in Worte um. Die Landschaftsschilderungen fallen besonders im „Herrenroda“, Kleinbeschreibung von Gegenständen, Räumen usw., im „Bronzenen Gott“ auf. Durch Landschaft und Bilder zucken die geheimen geistigen Vorgänge zwischen Menschen, deren seelisches Gesamtgehaben meist in kurzen Strichen beim ersten Auftreten holzschnittartig vor uns hingestellt werden. Seine Kunst, Menschen beim Leser einzuführen, zeigte sich vollkommen bei seinen Volksschauspielen. Diese Erstlingswerke zeugen schon von den großen künstlerischen Fähigkeiten Widmaiers, von der Kernhaftigkeit seiner Veranlagung. Denn vor allem setzte uns in Erstaunen die Schnelligkeit, mit der er diese Werke schuf. Das mag bisweilen unvorteilhaft sichtbar werden, besonders in seinem Erzbergerroman, in dem er teilweise ganze Seiten unmittelbar in die Feder diktierte.

Diese Romane waren zeitgeboren und zeitgebunden. Widmaier wollte sich seine Stellungnahme vom Herzen schreiben; gärend und werdend sind diese künstlerischen Gestalten wie die Zeit, in der sie geboren. Widmaier war diesen Vorgängen und Stoffen verhaftet, aber er unterschätzte den künstlerischen Wert seiner Werke keineswegs. Wie wenig er das tat, beweist die Tatsache, daß er die angerührten Stoffe jener Zeit in langer sorgfältiger Arbeit neu und formgerechter zu bilden suchte in einem großen Roman, betitelt: Peter Baumann. Dort wollte er die politischen Gestalten Erzbergers, Rathenaus und Stresemanns in drei großen Kulturromanen verarbeiten, die seinen geläuterten künstlerischen Anschauungen entsprachen. Dieser Roman sollte die Forderungen erfüllen, die er selber an Kunstwerke stellte, die über das Zeitgebundene hinausragen sollen. In unwiderstehlichem Drang hatte er sich einst Zeitgebundenes, für die Zeit, von der eigenen bedrängten Seele geschrieben. An anderer Stelle wird über diesen großen Plan berichtet.

Widmaier besaß eine tiefe, seelenkundliche Einfühlungsfähigkeit, verbunden mit wissenschaftlichem Ernst und Genauigkeit, das erkennen wir an einem andersgearteten Werk, das daher zum Schluß hier erwähnt werden möge. Es ist seine Auswahl aus J. G. Hamanns Schriften. Dieses Werk unterliegt zwar mehr wissenschaftlicher Wertung als künstlerischer und legt für Widmaiers wissenschaftliche Fähigkeit das ehrenvolle Zeugnis ab. Kenner wissen, wie schwer es ist, in die Gedanken und Gedankengänge des „Magus des Nordens“ einzudringen; Kenner und Kritiker aber rühmten die treffliche Auswahl. Was dieses Buch den Wortkunstwerken Widmaiers nähert, ist die Lebensbeschreibung, die der Auswahl voransteht. Sie ist ein Musterbeispiel darstellender Abhandlung und Beschreibung. Diese sauber geformten Worte, deren Wahl und ihre Zusammensetzung zu Sätzen, die kurzen Satzgefüge zeigen, daß Widmaier die Feder zu führen verstand als ein Kunstmittel auch bei wissenschaftlicher Darstellung. Es ist ein Labial, solche Wissenschaft zu lesen. Hier verbinden sich Inhalt und Form zu einem schönen Ganzen.

Karl Widmaiers Heimatspiele

„Narrenspiel der Stadt Hechingen“ — „Maifest der Biedermannia“ — „Der Öttinger“ — „Mechtild von Hohenberg“ — „Der Ulrichsprung“

Von Stido

„Du hast ihn uns geliebt, o Herr, und er war unser Glück; du hast ihn zurückgefordert und wir geben ihn dir ohne Murren, aber das Herz voll Wehmut.“

Das Herz voll Wehmut! Ja, wenn wir doch mehr erfaßt hätten, was Karl Widmaier mit seinen Heimatspielen wollte! Er wollte Hohenzollern hineinstellen in die neuerwachte Heimatspielbewegung, welche wir in Reutlingen, Heidenheim, Gmünd, Heilbronn und anderwärts so ungeahnte Blüten treiben sehen. Konnte doch z. B. der volkstümlich bearbeitete „Lohengrin“ in Reutlingen zwei Sommer lang und mehr an allen Sonntagen von Juni bis September vor Tausenden und Abertausenden eine geschlossene, vollwertige Wirkung üben.

„Als um die Jahrhundertwende die Lust am Wandern in der Natur und die Freude an der Landschaft weitere Kreise ergriff, entdeckte man auch den Reiz der Naturbühne, wie sie fern vom drückenden Dienst der geschlossenen Räume unbeschwert atmen läßt, wie sie, in der stillen, freien Landschaft gelegen, heraushebt aus der Alltäglichkeit des städtischen Treibens“ und hineinführt in den großen Rhythmus der heimatischen Natur und ihrer großen Geschichte.

Noch steht vor unserem geistigen Auge die weitschwin-

gende Zollerath mit der Burg als Mittelpunkt, als im Jahre 1928 des „Öttingers“ Schicksal sich zu Füßen der Burg vollzog. Wie primitiv waren die Bühnen- und Zuschauerhältnisse draußen am Martinsberg! Aber die Größe der Stunde ließ das gar nicht fühlen. Man empfand nur, daß auch die Zollerheimat aufgerufen war zu einer neuen und großen kulturellen Aufgabe.

Diese Zollerheimat hatte ja immer wieder eine besondere Mission gehabt. Draußen hütete St. Luzen volkstümliches religiöses Leben, als die Glaubenswirren auch den Hechinger Boden berührten. Das zollerische Kernland belegt seit 500 Jahren den Gedanken, daß des Reiches Einheit und Größe hier ihre Wiege hat. Vor 100 Jahren strömten sie von allen Seiten herzu ins „Orpheische Hechingen“. Da erlebte Hechingen Zeiten, wie sie heute Reutlingen oder Heidenheim sehen. Das sind aber Städte ohne alle Überlieferung im Künstlerischen. Hechingen selbst wie Haigerloch oder Sigmaringen gaben ihr Heroldsamt vorerst zurück, zu welchem sie Karl Widmaier neu berufen wollte. Eine der Heimatsstädte, so meinte er, würde wohl sich wurzelhaft genug erweisen, Quellort heimatischer Spiele zu werden! Es sollte nicht sein. Die Spiele liegen vor, aber sie ruhen im Schweigen der Bücherregale. Wohl wurden die Heimatspiele in Hechingen, Sigmaringen und Haigerloch aufgeführt. Aber das Stichwort, das Karl Widmaier gegeben, wurde von der Öffentlich-

feit im ganzen doch zu wenig nachhaltig aufgenommen, trotz allen scheinbaren großen Eifers weiterer Kreise, trotz des verhältnismäßig guten Besuchs und Beifalls. Aber während Reutlingen den letzten Brotladen im Umkreis von dreißig Kilometern mit Plakaten versieht, die zu den „Lohengrin“-Aufführungen laden, Heidenheim es ebenso macht, ja in noch größerem Maßstabe, fehlt e auf dem Heimatboden von Anfang an der durchgreifende, großzügige Maßstab, fehlte ein tragfähiger, geschlossener und entschlossener Kreis, mit den Heimatspielen wirklich auch auf zollerischem Boden eine neue Überlieferung zu begründen, obwohl allein schon das nahe Tübingen locken sollte, Zielpunkt geistig interessierter Kreise zu werden. Es fehlte eben die alle Hindernisse nehmende Begeisterung, die wir in Reutlingen und Heidenheim beobachten, obwohl sie keinen Heimatkinder haben, wie wir ihn besaßen. Daher „das Herz voll Wehmut“.*)

Daß ein einheitlicher, die Tragweite des Augenblicks erfassender Zug fehlte, die Organisation, die für eine Verteilung des Risikos auf möglichst viele Schultern gesorgt hätte, sieht man schon auf den Titelseiten der Heimatspiele und ihren Druckorten. Das „Narrenspiel“ wurde gedruckt in der Riblerischen Hofbuchdruckerei; der „Öttinger“ in der Druckerei des „Zoller“, verlegt vom Verlag der „Deutschen Heimatspiele“, um welche es so still wurde. Bei „Mechtild von Hohenberg“ sehen wir die Stadt Haigerloch auf den Plan treten und als Selbstverlegerin zeichnen. Beim „Ulrichsprung“ fehlt gar der Druckort, dagegen firmieren als Verlag die „Deutschen Heimatspiele“ mit dem Untertitel: „Kommissionsverlag Singener Verlagsgesellschaft Singen“.

Schon diese Übersicht zeigt, daß die Drucklegung und deren Kostendeckung dem Verfasser manche Sorgenstunde geboten haben mögen. Bekannt ist ja, daß von den „Drei M a r i e n“ überhaupt nur Schreibmaschinendurchschläge zur Verfügung standen. Immerhin, die Spiele liegen wenigstens gedruckt vor und mögen vielleicht in einer späteren Zeit der eiserne Bestand hohenzollerischer Heimatspiele werden. Karl Widmaier freilich wird sie nicht mehr leiten. Nie mehr wird er einem Hervorruf folgen, wenn für seine Heimatspiele eine neue Stunde schlägt, und diese Stunde w i r d einmal wieder schlagen.

Es hatte einen unsagbaren Reiz, bei den Aufführungen gerade Karl Widmaier in unserer Mitte zu haben. Es war beinahe unsäglich, daß er von allem Zurs und Beifall so unberührt blieb. Er stand auf der Bühne und saß im Parkett, als ginge ihn alles eigentlich gar nichts an; als sei auch er irgend ein Durchschnittszuschauer. Der bescheidenste unter ihnen war er sicher! Kein Hoch- und Selbstgefühl hob seine Brust. Kein Blick der Genugtuung oder des Stolzes flog hin über die Reihen. Nichts verriet nach außen, daß der Dichter durch eine triumphale Stunde schritt. Sicher brannte aber in seinem Herzen ein Höhenfeuer der Freude. Nach außen blieb er indessen der Mann vornehm-bescheidener Zurückhaltung. Gerade diese Herzensstille in großen Stunden des Lebens machte uns Widmaier so teuer. Dieses Fehlen allen Prahlens mit Werk und Talent, mit Erfolg und Geistesgaben gewann ihm unsere Zuneigung. „Wahres Heldentum ist die Summe von Gnade und Klugheit. Erstere ist tiefes Geheimnis, letztere ist stumm“, sagt Erzabt Dr. Raphael Walzer im 10. Heft der „Benediktinischen Monatschrift“ 1932. Nur möchte man bei Widmaier statt Klugheit „Bescheidenheit“ sagen. In jedem wahrhaft bescheidenen Menschen wohnt ein Zug der Größe.

*) Die gewiß berechtigte Ansicht des Verfassers bedarf hier einer Ergänzung. Die als Muster angeführten Heimatspiele konnten gedeihen als Laienspielbewegungen. Die hohenzollerischen Heimatspiele dagegen wurden von Berufsschauspielern gegeben. Das war eine unerträgliche finanzielle Belastung und es fehlte die breite Grundlage im Volk. Die organisatorische Seite wurde falsch angepackt. Das Hohenzollern wohl imstande ist, eine leistungsfähige Heimatspielbewegung dauernd zu halten, beweist das Beispiel von Sigmaringendorf.

Schriftleitung.

„Das Narrenspiel der Stadt Hechingen“

(Uraufführung am 1. März 1927
auf dem Obertorplatz in Hechingen)

bezeugt den Spürsinn, mit dem Widmaier dem Stoffe nachging. Legte er diesem Narrenspiele doch die Hechinger Pestbannung vom Jahre 1349 und die Erteilung der Hechinger Stadtfreiheit vom Jahre 1401 zugrunde. Die Sprache klingt an Abraham a Santa Clara an; ja, das Titelblatt besagt auf seiner zweiten Seite: „Dem Geiste unseres Landsmannes Abraham a Santa Clara“.

Widmaier traf in der Tat einen volkstümlich-derben Ton, so wenig er selbst von dieser Art war. Dafür als Beleg die Stelle:

„Doch waret Maß im überfluß,
Erspart euch selber den Verdruß!
Für jeden Lumpen wächst ein Stecken!
Aus nem Tropfkübel
Kogelndübel
Nur die größten Schweine lecken!
Jung und alt dem Ärgsten wehre!
Bei aller Sparrigkeit
Achtet eure Narrenehre ...“

Bemerkenswert ist jedenfalls, daß Widmaier auch hier den ethisch gerichteten Grundzug seines Wesens wahrte. Fastnachtspiel und Fastnacht bewegten sich ja einst durchaus auf dem Boden guter Sitte. Nicht umsonst begann früher die Kottweiler Fastnacht in der Kirche mit einem eigenen Gottesdienst. Auch beim Grosselfinger Narrenspiel lassen sich bemerkenswerte Zusammenhänge mit der Kirche nachweisen. Das Hechinger Narrenspiel bildet einen großen, dramatisch durch Narrenvogt, Profos, Narrenräte, Buzen, Schellenknechte und die Hochzeiter des vergangenen Jahres, durch Zunft und andere Wagen belebten Rahmen für das öffentliche Verlesen der Narrenzeitung. Damit wie auch durch die Hochzeiter ist in das Spiel ein Stück Gegenwart eingebaut. Freilich ist es heute schwer, Narrenspiele einzubürgern. Wo und wie sollte in Zeiten, wie die unsrigen, die an so vielen Seinsgrundlagen persönlicher wie allgemeiner Art rütteln, der Humor als durchschlagendes, Alle erfassendes Gemeinschaftserlebnis kommen? Die ganze Seelenhaltung von heute ist der Fastnacht im alten Sinne nicht günstig, so zäh die Überlieferung im einzelnen fortleben mag.

Ein anderes kleines, liebenswürdiges Werk ist das

„Maifest der Biedermannia“,
(Uraufführung am 26. November 1924
auf der Museumsbühne in Hechingen)

ein Festspiel zur hundertjährigen Gründungsfeier der Hechinger Museums-gesellschaft 1924. In amüsanten Weise zeichnet hier Karl Widmaier das gesellschaftliche und geistige Antlitz Hechingens vor 100 Jahren. Mittel sind ihm besondere Hechinger Typen und Namen, die in ungeschriebenen wie gedruckten Chroniken gleich volkstümlich sind. Dazu ist ein Stück Gegenwart eingewoben in der humorvollen Zeichnung der Quartettrichtungen. Am Schluß ist Fürst Friedrich Wilhelm Konstantin und seine junge Gemahlin, sehr sympathisch, redend eingeführt. Um alle Feinheiten zu kosten, muß man eigentlich Hechinger sein, oder wenigstens die Hechinger Verhältnisse kennen, da manche Pointe gerade auf dem Gebiet des Persönlichen liegt. Den R a h m e n des ganzen bildet die Hechinger Festesfreude, eine gewisse lebensaufgeschlossene, lebenszugewandte Art, die nachklingt aus der Zeit der einstigen Residenz. Widmaier schöpfte hier mit sicherem Instinkt aus dem Hechinger Empfinden und Erleben heraus, aus dem Hechinger Sinn für Humor und frohen Scherz, den keine Zeitenschwere bisher zu bannen vermochte. Auch in diesem kleinen Festspiel blüht aber der dichterische Funke auf, am Schlusse nämlich. Da läßt Widmaier zum Lobe Hechingens einige Strophen singen, von welchen drei hierher gesetzt seien:

„Hoch am Rand der rauhen Berge
liegt ein Städtlein stolz und kühn,
Falken schweben überm Felsen
Näher Sonn' und Sterne glühn.

Glaub' und Treu' auf allen Türmen,
In den Häusern Liebe lacht,
Fleiß und Kunst voll Kraft und Würde
halten auf den Wällen Wacht.

Haltet fest an alter Sitte!
Schafft dem Rechte freie Bahn!
Wahrheit, Ehre, Treu und Liebe
Führ uns aufwärts felsenan!“

Am Schluß des Festspiels setzte der Dichter den Tag des Entstehens: „1. November 1924“. Wer gedenkt da nicht eines anderen Allerheiligentages, „das Herz voll Wehmut!“

Am bekanntesten auf Hechinger Boden ist das im Jahre 1927 aufgelegte Heimatspiel:

„Der Öttinger“.

(Uraufführung am 9. Juli 1927
auf dem Martinsberg bei Hechingen)

Hier klingt es eisern! Da toben finstere Mächte und Gewalten. Schon in den ersten, obwohl schwächeren Akten ergibt sich: der Dichter hat Temperament und Feuer. Er will keine Füllszenen; er versteht es, Akte zu zimmern und durch sie das ganze in flottem Zug zu erhalten. Das auf der Bühne Geschaute und Gehörte soll fesseln, zünden, fortreißen und tut es auch. Der „Öttinger“ steht wie die anderen Heimatspiele hoch über dem Durchschnitt dessen, was man im allgemeinen unter „Heimatspielen“ versteht. Gewiß wird in den beiden ersten Akten etwas viel gesprochen. Allein dieser Eindruck wird bei der Aufführung nicht so empfunden wie beim Lesen. Mit der zweiten Szene des III. Aktes im Feldlager bei Stetten treten überhaupt die rein menschlichen Verwickelungen so klar und so packend heraus, daß hier auch strenger literarischer Maßstab sein Objekt findet. Diese letzten Akte haben unstreitig Qualitäten und ergreifen, wie es schon rein stofflich nahe liegt. Künstlerisch über dem Durchschnitt steht nicht minder die letzte Begegnung Henriettes mit Walburg. Hier wird die Sprache zum zündenden Funken, zum lodernenden Feuer, das alle Instinkte der Eifersucht und des Hasses in Henriette aufpeitschen muß. Da packt Henriette sie an den Schultern, wirft sie zurück, zu der erregt wartenden Menge: „Da nehmt sie, die Spionin!“

(Die Menge, Soldaten und Marktenderinnen stürzen jubelnd auf sie zu und ziehen sie hinaus.)

Walburg schreiend: „Öttinger, Öttinger!“

Feldhauptmann (hinzutretend, will helfend nach): „Soll der Satan in die verruchten Schurken — sie bringen das Mädcl um!“

Henriette vertritt ihm den Weg: „Bleibt, ihr kommt sonst zu früh!“ Feldhauptmann: „Fürstin!“

Man hört während des Tobens der Soldaten die Todeschreie der Walburg — dann Stille. — — —

Da blieb und bleibt kein Herz ungerührt und gleichgültig.

Ein anderer künstlerischer Höhepunkt ist dort erreicht, wo der Dichter den eben ans Licht getragenen Öttinger unter den lieblosenden Worten Henriettes im letzten Akt stumm bleiben läßt. Aber als Öttinger die Stimme des so lange gehaßten Bruders hört: da wird er sogleich lebendig. Da „geht ein Ruck durch die zusammengekauerte Gestalt“. Langsam richtet er sich auf, kämpfend gegen das Tageslicht, tierische Laute ausstoßend. Sobald er den verhaßten Bruder erblickt, stürzt er sich mit Wutgeschrei auf ihn. Und doch: noch ehe er nach Empfang des Wehrgehänges zusammenfällt, erleben wir den versöhnenden Handschlag mit dem Bruder. . . Der furchtbare Haß mündet so im Licht, in einem ethischen Dur-Akkord und man ist dankbar dafür!

Dieser hemmungslose, tollkühne, unbändige Öttinger ist eine der wichtigsten Gestalten, die der Dichter geschaffen. Die

Sprache Öttingers wäre eine eigene Untersuchung wert ob ihrer Plastik und Ausdruckskraft. Wir greifen beliebige Stellen heraus. So am Schluß des ersten Aktes: „So wahr dieser Grund und Boden mir ins Fleisch verwachsen ist, dieser Grund, den meine Füße noch unter sich spüren, der seine strogenden Kräfte in meinem Körper aufwärts treibt: ich werde mir mein Mannrecht mit blutenden Fäusten aus deinen zähen Fingern schlagen. . .“ Oder im ersten Austritt des zweiten Aktes: „Mein Recht ist des freien Mannes Tun und Lassen. Frei wie der Bierundzwanzigender durch die Pracht der unermesslichen Wälder zieht, will ich durch das Gebreit meiner Tage gehen, wohin mich die Lust am vollsaftigen Leben treibt. . .“ Oder der Gruß im Tode an die Heimat: „Lebt wohl ihr rauhen Albberge, ihr Wetterstürme in den Wäldern, ihr zerrissenen Felswände — horch, der letzte Busardschrei aus blauen Lüften — leb wohl du stolze Burg, von Sonnenfluten übergossen!“

Gewiß läßt der Dichter den Öttinger angesichts der zehnjährigen Kerkerhaft am Schlusse des letzten Aktes verhältnismäßig viel sprechen. Aber zur Knotenlösung ist hier sozusagen jeder Satz vonnöten, und um nichts möchte man gerade diesen Ausklang gekürzt wissen.

Die Gestalt der Henriette ist umstrittener. Man möchte ihr an mancher Stelle mehr frauliche Zartheit wünschen. Indessen milderte hier das Spiel und die Aufführung das Abstoßende dieses Bierens. Die Regentin in Henriette zu zeichnen, dazu lag kein direkter Anlaß vor. Hier kam es vor allem auf das Verhältnis zum Öttinger an, auf das Weib in Henriette, ihr Ringen auf Gedeih und Verderben mit ihm und um ihn.

Heimatspiele haben immer ihre besonderen Schwierigkeiten, weil der Dichter von einer gebundenen Marschroute steht, mag ihm dichterische Freiheit im einzelnen auch nicht verwehrt sein. Grundmotiv im geschichtlichen wie dichterischen Bilde ist im „Öttinger“ der Bruderhaß. Bei

„Mechtild von Hohenberg“

(Uraufführung am 6. Juli 1929
auf dem Schloßhof in Haigerloch)

sind zwei Spannungen und Motive parallel geschaltet: das Hohelied der Liebe und Treue zwischen Ulrich von Württemberg und Mechtild von Hohenberg; daneben der tobende Haß der beiderseitigen Väter. Die Hohenberger standen damals im Zenith ihrer Macht. Das Haus Württemberg hatte noch nicht das Übergewicht wie etliche Jahrzehnte später. Auch hier liegt eine geschichtliche Tatsache dem Heimatspiel zugrunde: die Vermählung der Kinder aus beiden Grafenhäusern. Schmid sagt hierüber im ersten Bande seiner „Grafen von Zollern“: „Es standen auch in dem erneuerten Kampfe hauptsächlich die Häuser Hohenberg und Württemberg einander gegenüber, nur mit dem Unterschiede, daß sich auf Seite des letzteren nun auch Graf Eberhard von Tübingen, ehemals Mündel unseres Albert, stellte, was ohne Zweifel von dem Anfall der Besitzungen der Horber Linie der Tübinger an Hohenberg herkam. . . Ein sonst häufig angewandtes Mittel fühlte indes noch vor Ablauf des Jahres die Häuser Hohenberg und Württemberg mit einander aus: Graf Albert und Graf Eberhard verlobten am 6. Dezember zu Gröningen ihre Kinder. . .“ (S. 66.)

Geschichtlich besiegelte die Verlobung der minderjährigen Kinder die Versöhnung. Im Spiele selbst hat die Liebe der Kinder die feindslichen Geschlechter zusammengeführt. Als beim Heimattag in Haigerloch 1929 gegen hundert Pressevertreter der Uraufführung beiwohnten, vermochte sich keiner von ihnen, die doch in der Welt der Literatur und Bühne Erfahrung besitzen, dem Eindruck des Spieles zu entziehen. Übereinstimmend war die Anerkennung der dramatischen Wucht der Gestaltung, der atemlosen Spannung, welche über dem Schauplatz der Handlung, dem Haigerlocher Schloßhofe lag. Da war jedes Wort verständlich, das ganze Milieu burg- und spielecht. Den Höhepunkt bildete der Moment, da die Torflügel zusammenkrachten, der Strom der Kämpfenden

sich heran wälzte, in die Rufe und Schreie der Kriegsknechte die Hörner gellten, die Torgewölbe in Rauch und Flammen standen. Plötzlich aber stockte jeder Laut: Graf Eberhard von Württemberg und sein Sohn standen sich gegenüber, die Schwerter gezückt. Da trennte die edle Mechtild von Hohenberg die haßerfüllten Streiter. Ein herzergreifendes Bild der Ausöhnung! Freilich will man es fast nicht glauben, daß sich der ungestüme Draufgänger Graf Eberhard so ohne weiteres das Schwert entwinden läßt. Irgendwie erwartet man eine Motivierung dieses Umschwungs an Stelle des „kurzen Besinnens“. Vielleicht wollte der Dichter das Tempo der Handlung nicht durchbrechen. Sagte er doch einmal zu seinem Freunde Hans Schmid: „Im Drama ist mir zumut, als ob ich mit bloßen Füßen über ein glühendes Eisen ginge. Um Gotteswillen nur keinen Aufenthalt. Was nicht im Fluge mitgeht, gehört nicht zur Sache!“ Damit wollen wir uns abfinden, wenn es auch dem Dichter sicher ein Leichtes gewesen wäre, den Grafen einige kennzeichnende Sätze sprechen zu lassen, ehe er sich die Waffe nehmen läßt. Wir heben nur noch ein lyrisches Moment hervor.

Zu Beginn des dritten Aktes hat der Dichter das bekannte Loblied Alberts von Hohenberg, der ja auch *M i n n e s ä n g e r* war, auf die eheliche Treue umgedichtet und in eine Elegie von zartestem Stimmungsgehalt umgegossen:

„Wen schmückt auf Erden größ'rer Glanz,
Wen sucht das Glück so unverdrossen,
Als den sein einzig wahres Lieb
Mit treuen Armen hält umschlossen?
Es segeln hoch der Wolken viel,
Gar mancher Falke schwebt im Blauen,
Wem kann von allen noch mein Herz
In dieser Welt vertrauen?
Wo find ich Liebe ohne Haß,
Wann darf ich meinen Falken fangen —
Ist alle Lieb aus Berg und Tal
Weit fort ins Elend gängen?“

In Zeiten wie der jetzigen, da das Liebesleben rettungslos in Sexualpsychologie und Pathologie unterzugehen droht, wo das weibliche Wesen nur noch als Spielzeug erscheint, an das sich ehrlich zu binden man sich hütet — in solchen Zeiten ist gerade das Heimatspiel „Mechtild von Hohenberg“ von besonderem Werte. Hier sieht die Jugend, wie das Verhältnis zum anderen Geschlecht aufgefaßt werden muß. Hier sieht sie, was Treue ist, was sie heißt und will und meistert. Widmaier war hier mit dem Pulsschlag seines Wesens bei der Sache. Sonst wäre ihm nicht die Sprache des herrlichen *Schlusbildes* in die Feder geflossen.

Die Schlussworte Alberts von Hohenberg vernehmen sich wie ein Gruß und Segenswunsch des Dichters aus der Ewigkeit, wie ein letztes Heimatbekenntnis und Herzensvermächtnis an sie: „Unter freiem Gotteshimmel blühe Burg und

Land im wohlbeschränkten Frieden durch der Geschlechter stolze Reihen! Du Stadt der wildzerrissenen Schönheit! Über dem Beklüfte Deiner Felsen steige Haus und Hof empor! Deine kühne Mauern mögen sich am schroffen Absturz jähler Hänge klammern und falkenhoch hinab ins schäumend tiefe Bett der Enach schauen. O Heimat, überreich an Schmuck und Ehren, sei uns gegrüßt aus Herzensgrund...“

Endlich wäre noch der

„Ulrichsprung“

(Uraufführung am 23. Juni 1928

auf der Freilichtbühne im Meßinger Weinberg)

zu würdigen, der ebenfalls geschichtliche Persönlichkeiten verewigt, allerdings in einer Art, bei welcher der unglückselige Herzog Ulrich von Württemberg trotz der Ermordung Hans von Huttens besser wegkommt als im Urteil der Geschichte. Es ist kein Raum mehr auf Näheres einzugehen. Man begreift nur nicht, warum dieses Heimatspiel nicht ganz anders in Honau, Urach oder Reutlingen aufgegriffen wurde, als es geschah...

Wir kommen zum Schluß. Auf dem Hintergrund der Heimatspiele versteht man am besten das Zollerlied Widmaiers, vor allem die Schlusstrophe:

Und ruh ich einst zur letzten Rast
In deiner Wälder Kranz,
Zieht neues Leben über mir
Durch Duft und Sonnenglanz...“

Ist es nicht, als ob Widmaier dem ewig Guten und Wahren des Herzens und der Heimat ein Denkmal setzen wollte, trotz aller Abgründe, in die er hineinleuchten mußte? Atmen diese Spiele nicht ein letztes Großes und Befreiendes? Machen sie nicht froh der schönsten und tiefsten Kräfte des eigenen Herzens und Volkes? Vertreten sie nicht Glauben an den letzten Sieg des Guten? Sind sie nicht das Vermächtnis eines edlen und charaktergetragenen Menschen?

Um so schwerer empfinden wir die Stunde, die in der Morgenfrühe von Allerseelen wiederkehrt! Im „requiem aeternam dona eis domine“ dieses Tages ging Karl Widmaier heim. Im Gebets- und Gnadenstrom des Allerseelen-Indults trat er vor Gottes Angesicht. Er starb in Stunden, da der katholische Erdenrund ein einziger Flehruf um Erbarmen und Gnade ist, eine einzige Trauermelodie sich schwingt von Kirche zu Kirche, so weit nur an einem Altare geopfert, gebetet, gesungen wird. In der alles entscheidenden Stunde trugen auch die Heimatspiele ihren Segen und ihre Segensfrüchte vor Gottes Angesicht ob all dessen, was der Dichter mit ihnen und durch sie Gutes gewollt. Aber so viele Trostesmomente das auch sein mögen: unser Herz spricht gleichwohl am Morgen von Allerseelen: „Du hast ihn uns geliehen, o Herr und er war unser Glück! Du hast ihn zurückgefordert und wir geben ihn dir ohne Murren, aber das Herz voll Wehmut!“

Gedichte von Karl Widmaier

Ja, sie führten ihn hinweg,
Die treue Freundeshand zerrissen,
Nun liegt er stumm und still
In weißen, weißen Kissen.

Rot blüht der Mohn
Durch alle Sonnenweiten —
Ach läg ich Hand an Hand
Ihm zur Seiten.

*

Ein Häuflein brauner Ackererde
Nehm ich auf meinem Herzen mit,
Daß fremdes Land mir Heimat werde.

Du Hand voll Liebe, Trost und Mut,
Schon fühl ich deine ganze Kraft,
Die keimvoll in dir schlummernd ruht.

Eine kleine, kleine Vogelkehle
Mit einem Stimmchen zart und fein,
Sang ein festes Lied
Im blanken Sonnenschein.

Armer Kamerad!
Die Kugeln summten
Wie Bienenschwärme,
Ein Splitter riß ihm auf
Den Leib und die Gedärme —
Der Kamerade starb
Bekrümmt, geduckt,
Den letzten Schrei
Hat er verschluckt.

Eine kleine, kleine Vogelkehle
Mit einem Stimmchen zart und fein,
Sang ein festes Lied
Im blanken Sonnenschein.